

Zeitschrift: Volksschulblatt
Herausgeber: J.J. Vogt
Band: 4 (1857)
Heft: 36

Artikel: Ein Beitrag zur Frage: Wie lassen sich Jugend- und Volksbibliotheken am zweckmässigsten einrichten und nutzbar machen?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-251092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Beitrag*) zur Frage:

Wie lassen sich Jugend- und Volksbibliotheken am zweckmäßigsten einrichten und nutzbar machen?

(Konferenzarbeit.)

Wie ich mich anschickte, obige Frage zu beantworten, bemächtigte sich meiner eine ganz eklatante Stimmung; ich unterlag dem Gefühl der Schwäche und dem Bewußtsein: „Es geht nicht!“

Doch will ich das Mögliche zu leisten suchen; erlaube mir aber, einen etwas längern „Anlauf“ zu nehmen, als das für den kurzen Schritt schicklich ist.

Der Ruf nach Jugend- und Volksbibliotheken tönt laut. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man aber fast meinen, es handle sich um eine Ironie. Denn wann hat die Welt auch mehr Papier bedruckt, als eben in unsern Tagen? Und wann wurde vom Landvolk je so viel Geld auf Bücher und Litteratur verwendet, wie eben heute! Hat nicht jede Pintenwirthi eine Anzahl Kochbücher, jede Modistin ihren Almanach und jeder Ceppedoni liest das Emmen-thalerblatt oder dNationalztytig! Wozu denn noch Bibliotheken?

„Ja es ist eben nicht das Wahre, was gelesen wird“, höre ich entgegenen und stimme bei. Ich will mich nun keineswegs zum literarischen Zeitverbesserer aufwerfen und nehme daher Schrift und Volk, wie sie eben sind.

Läugnen läßt sich aber nicht, daß die Volksliteratur durch verschiedene Skribenten außerordentlich breit getreten worden ist und sich nun so in's Kraftlose, fade Geschwätz verflacht, daß jeder gesunde Verstand einen Ekel davor fassen muß. — Und das wird eben der Grund sein, warum man mir diese Frage vorgelegt hat, denn wenn Alles, was geschrieben wird, entschieden gut wäre, so wäre es ein Unsinn, solches der Jugend vorenthalten zu wollen. — Ja, es sei nochmals gesagt: Wir haben ordentlich viele böse Bücher, auf die sich anwenden läßt der Satz: „Sie gefallen mir nicht.“ — Um beispielsweise nur von den Kalendern, den verbreitetsten aller Volksschriften, zu reden.

Wird denn in dieser Beziehung mit dem Volke nicht wahrhaft Schindluder getrieben? Man setzt ihm Lesestoff vor, — so leer, so kalt und so gemein, daß man dabei nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen soll. Entweder stellen sich die Kalendermacher den Bauer als einen Dummkopf vor, oder als einen Schmutzbartli, wähnend, Gemeinheiten seien sein liebstes Gericht. — Zum Troste sei gesagt, daß es auch hierin noch lobenswerthe Ausnahmen giebt.

*) Man stoße sich nicht an dem befremdenden Inhalt dieses Aufjages; um die Frage recht allseitig zu erschöpfen, wählte mir einen eigenen Standpunkt, da eben noch andere Federn bei der Hand waren, die über das gleiche Thema referirten.

Es ist Schade, daß sich unsere Schriftsteller so wenig um dieses Buch bekümmern; hat doch seiner Zeit Hebel durch seinen rheinischen Hausfreund gewiß viel Gutes gestiftet.

Was nun die Lektüre der Schuljugend, von der ich speziell reden muß, anbetrifft, so muß ich bekennen, daß ich darüber einer sehr indifferenten Ansicht huldige und glaube:

Schulkinder sollen jedes Buch lesen dürfen, das ihnen in die Finger kommt, wenn es sich nicht absolut gegen die Sittlichkeit verstößt oder sonst im Herzen der Kinder Empfindungen weckt, die den jugendlichen, für jeden Eindruck sehr empfänglichen Geist, auf böse Wege lenken könnten. Ob dann die Kinder auch jedes der erlaubten Bücher lesen wollen und mögen, ist dann ihre Sache, um die wir uns wenig zu kümmern haben. — Sie brauchen aber nur ein halb Duzend guter Erzählungen gelesen zu haben, so wissen sie nach ihrer Art eben so sicher, was schön ist, als wir.

Man glaube es doch nur: es ist gewiß nicht so gefährlich, mit alle dem, was Kinder unter 14 Jahren zu lesen bekommen. In den darauf folgenden Jahren — wohl, da heißt's was anders.

Man lasse mir Zeit, meine Ansichten zu begründen. — Schreiber dieser Zeilen ruft hier seine eigene Jugendzeit zum Zeugen an, und stellt sich somit auf einen rein praktischen Standpunkt. Er hatte das Unglück, in einer Zeit geboren zu werden, da man in seinem Heimathort N. N. noch keine Bibliothek hatte. Aber er darf ohne Uebertreibung sagen, daß er als Schulknabe eben so viel las, als seine jetzigen Schüler, denen doch eine ordentliche Bibliothek von 70 Bänden zu Gebote steht. Und leider las er ganz ohne Aufsicht, was er nur erhalten konnte und ohne Jemanden darüber Rechenschaft geben zu müssen und dazu einige Male nicht etwa die saubersten Dinge. Und doch durfte er ohne Inquisition in's Lehramt treten!

Woher ich nun die Bücher genommen, und von welcher Art sie waren, das ist vielleicht interessant zu hören.

Das erste Historienbuch, welches ich zu lesen bekam, war ein fast rundes! Im Ernst. Man hatte es mir nämlich schon als Spielzeug in die Wiege gegeben, wobei ich ihm alle vier Ecken schonungslos abnagte. In meinen Knabenjahren schätzte ich es über alle und schrieb sogar eine längere Geschichte mit großer Mühe buchstäblich daraus ab. Das Buch ist von älterem Datum (Verfasser: Rebmann), enthält aber sehr hübsche Sachen, mit denen ich meinen jetzigen Schülern schon oft Freude gemacht habe.

Das zweite Buch, welches mir einige Zeit täglich in den Händen lag, war — das Leben und Leiden Jesu Christi von P. Kochem! Diese Schrift hat mich weich geschmiedet und das aus doppeltem Grunde. Erstens durch den ernstesten, streng an die Religion knüpfenden Gehalt und die fieberhaft schwärmerische, ich möchte fast sagen erschütternde Darstellung, und zweitens durch seine äußere

Gestalt; es war nämlich beim Brande meines väterlichen Hauses — 1840 — mit knapper Noth den Flammen entronnen und trug sichtliche Spuren des zerstörenden Elements. In diesem Buche las ich einige Zeit mit solcher Gier und war so gewaltig durch den Stoff hingerissen, daß ich mir die fixe Idee in den Kopf setzte, ein Klostergeistlicher zu werden, was sich aber damals aus Mangel an Bart nicht realisiren ließ —! Dieses Buch streift nun oft auch ziemlich nahe an jener bedeutungsvollen Wand vorbei, die den Knaben und den Mann von einander abscheidet, — an gar vielen Orten aber nur eine spanische Wand ist, leider Gott gewöhnlich durch den Unsinn der Eltern selber. — Allein ich bekenne es gern, daß ich damals noch rein Nichts merkte, und man mir das Buch ohne Gefährde überlassen durfte. Aber einmal bekam ich doch vom Vater eine Kopfnuß, weil ich verwegen genug war, ihn auf die abscheulichen Orthographieschnitzer des Herrn Kochem aufmerksam zu machen.

Im 11ten und 12ten Jahr kamen mir wieder andere Bücher zu Gesichte, die in meinem Kopfe eine wohlthätige Luständerung erzeugten. Es waren Schulbücher, wie: Schweizergeschichte, Röders Vorschule zur Erdkunde, fl. Schulgeographie, Naturgeschichte u. dgl., ferner einige Exemplare Jugendschriften aus der Bibliothek von H; dann durchstöberte ich, von Lese lust getrieben, die sämtliche „Schaft-Literatur“ unseres Dorfes, fand unter anderem auch Eulenspiegel und Don Quixote, welche letztern ich natürlich nicht verstand, und den erstern vergaß ich bald wieder, weil ich damit nur Wenigen Freude machen konnte. Auch kam mir die Geschichte der Landgrafschaft Buchsgau von Ildesons von Urr in die Finger, welches Buch ich fast auswendig lernte. Der Inhalt, von meiner nächsten Umgebung abhandelnd, sprach mich ungemein an und ich träumte mich da hinauf auf die Ruinen von Frohburg, das Selischlöfchen und in die geheimnißvollen Trümmer der alten Bechburg, um da alte Silbermünzen, Helme, Flammenschwerter und andere Antiquitäten aus dem bröckelnden Gesteine zu sammeln.

Dieses Durcheinander in meiner Lektüre war geeignet, mir den Kopf einigermaßen zu verwirren, und da — durch mehrere traurige Schicksalsschläge heimgesucht — unsere Familie auf drei Personen zusammengeschmolzen und in die traurigste Lage versetzt war, so hatte ich Stoff genug, über den sich dumpf hinbrüten ließ. Ich fing nun auch an zu schreiben und setzte aus freiem Willen eine kleine Familien- und Dorfchronik auf, worin auf Bliß und Donner hauptsächlich Rücksicht genommen war, nach dem Sprichwort: „Gebrannte Kinder fürchten das Feuer“. Ich schrieb oft und viel, las und lernte auswendig. — Allein der Junge sollte nun auch seinem Vater an die Hand gehen und im Herbst 1847 mußte ich bis nach Weihnachten einem Bauer dreschen helfen. Das war keine Kleinigkeit, früh auf, müd nieder und ich wünschte mich oft in die Schulbänke, um dort langweilige Beschreibungen vierfüßiger Hausthiere machen zu können. Im darauffolgenden Sommer ging

mir's noch böser; ich mußte „Ackerbub“ sein und bei der größten Sommerhiße hinter Wagen und Pflug herstampfen, hin- und hergestoßen werden und Manches verrichten, was fast über meine Kräfte ging. Und dem Himmel habe ich's oft geklagt: mein Meister war gar nicht von Ebenholz.

Einmal beschnarchte er mich bei einer gewissen Arbeit auf eine sehr verletzende Weise und sprach: Du bist ein 14jährige . . . i. Und hier war es, wo mir das erste Mal durch den Kopf fuhr: „Idiö“ Ackerbub, no hör und de nümme! Ich las wieder, wo und wie ich nur Gelegenheit hatte, Süßes und Saures unter einander und schrieb (so viel ich mich entsinne, wars eben in jener Zeit, oder wenigstens kurz nachher) auf die Hochzeitsfeier meines Nachbarn ein Gedicht, das sehr gediegen muß gewesen sein, denn er steckte es in die Tasche! — Es enthielt aber pure Wahrheit, denn nach ganz kurzer Zeit bekam derselbige Herr einen Sohn, wie ich ihm in heiliger Einfalt gewünscht hatte.

Im Herbst 1848 trat ich dann in die Bezirksschule und bin seither durch Gottes Beistand und eigenes Zuthun dahingekommen, wo ich jetzt zu stehen die Ehre habe.

Blicke ich nun zurück auf die Bücher, welche durch meine Knabenhände gingen, so muß ich allen recht herzlich danken; ich weiß kein einziges, das mir weniger Nutzen als Schaden gebracht hatte. Eines, das mir vor allen andern lieb geworden war, hätte mir in moralischer Beziehung einen argen Stoß geben können, wenn nicht von anderer Seite ein ehrenhaftes Gegengewicht gehalten worden wäre; ich meine die Buchsgauergeschichte von Ildesons v. Arx. Darin hatte ich über die Geistlichkeit des Mittelalters nicht ganz rühmliche Mittheilung erhalten und es muß nun geschehen sein, trotz P. Kochens Opposition, daß ich irgend Etwas darüber in Gesellschaft verlauten ließ: — item, Herr Pfarrer F.*, sonst mein lieber Wohlthäter und gewogener Gönner, machte mich einmal in der Christenlehre vor der ganzen Schulljugend auf die demüthigendste Art zu Schanden, ohne daß ich bestimmt wußte, warum, so daß ich vor Scham und Reue bittere Thränen weinte. Die Lektion ließ ich mir aber zu Herzen gehen, und befließ mich von dort an in solchen Stücken einer unschädlichen Vergeßlichkeit.

Nun kann ich aber einmal nicht gestehen, daß mich Bücher, deren ich, ich wiederhole es, von beiden Sorten gewiß übergenuß gelesen, verführt hätten. Wenn ich verführt wurde, so geschah es durch Gesellschaft der Menschen, freilich leichter insoweit, als lockere Schriften dafür zu „Fundamenten“ pflegen. Aber man hüte sich wohl und knüpfe nicht allzusanguinische Hoffnungen an die jetzt im Werden begriffenen Schulbibliotheken, und wenn sie auch in moralischer Beziehung nicht den mindesten Anstoß geben; es wird immerhin etwas Menschliches mit unterlaufen müssen. Und man bedenke, daß es gar viel darauf ankommt, was für einen Geist man einem Buche, sei es böse oder gut, entgegenbringt; bekanntlich holt sich aus der nämlichen Blume ein Thierchen Honig

und ein anderes Gift 2c. —: Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder! — Aehnlich, wie mirs als Schulknabe mit dem Lesen erging, wirds auch hundert Andern ergangen sein, und daß eine solche Wendung bei mir eintrat, deß bin ich heute noch froh. Ohne Bücher, Lese- und Schreibfreiheit wäre ich ein armer Schlucker geblieben, wenigstens auf keinen grünen Zweig gekommen mein Leben lang.

Noch andere Belege, daß es ziemlich gleichgültig ist, was für Bücher Kinder unterm 14ten Jahr zu lesen bekommen, können hier angeführt werden. Vor ein paar Wochen brachte mir ein 11—12 jähriges Mädchen ein artig gebundenes Büchlein zur Schule, und ließ es ziemlich gleichgültig unter der Bank liegen. Der Zufall führte mirs in die Hände und was las ich da: „Minne-Gedichte. Ein Toiletten-Geschenk für empfindsame Jünglinge und liebende Mädchen. Von M. Biergans!“ Wo hast du das her? fragte ich. „Von meiner Tante hab ichs bekommen!“ — Eine brave Tante das! — Zum Glück war sie aber mit dem Geschenk ein paar Jahre zu früh gekommen, denn das arglose Kind fand gar kein Vergnügen an dem Büchlein; gegentheils hatte es selbes inwendig schauderhaft verschmiert, mit Bleistift und Feder die Ueberschriften bekrigelt und befleckt, so bunt, daß ich ein heimliches Lächeln nicht unterdrücken konnte. — Ich tauschte dann und gab dem Mädchen ein besseres. Seine Freude war nicht gering.

Ein anderes Mädchen mit sehr erregbarer Gemüthsart und lebhaftem Naturell hatte ohne mein Wissen aus der Bibliothek den „Bauernspiegel“ erhalten und las darin. Einige Zeit darauf kam es und bat um ein anderes Buch „das wos jek heig, gfall ihm nit.“ Nicht gering war meine Bestürzung, da ich dieses Werk in solchen Händen sah und ich willfahrte dem Wunsche gern. Wie ich aus einer scheinbar gleichgültigen Nachfrage entnehmen konnte, war aber das Kind im Lesen noch nicht bis zu den gefährlichsten Stellen des Buches vorgerückt.

Wahrlich, wenn man solche Erscheinungen sieht, wer wollte noch die Existenz eines Schutzengels bezweifeln?

Lasse man die Kinder nur ihres Weges gehen, gewähre man ihnen eine freie Wahl ihres Lesestoffes innert den Schranken des Anständigen, sie schätzen gewiß „das Blumenkörbchen“ oder „die Beatushöhle“ höher als den Eulenspiegel; das glaube ich.

Wo aber in einem Kindesherzen die schlüpfrigen Worte eines unbekannten Literatur-Juden sich tiefer einnisten, als gegengewichthaltende Lehren und Zusprüche vom Seelsorger, Lehrer, einer bekümmerten, gottesfürchtigen Mutter oder eines ernstern christlichen Vaters, — da war es schon vorher nicht geheuer — aber nicht aus Schuld von Büchern. (Schluß folgt.)